

übrig haben, um meine Zeitung zu lesen, nicht wahr? Ausgerechnet am Samstagabend — die anderen Nächte sind schon schlimm genug, aber der Samstagabend! Wie ich mich vor dem immer fürchte! Jeden Samstagabend sage ich zu meiner Tochter: Geraldine — sag' ich — — ich kann nicht mehr! Ich halte das nicht mehr aus! Und mehr mag ich darüber nicht sagen — — sag' ich; ich will fort — — sag' ich. Und das werd' ich auch!“ fügte Mrs. Brady entschlossen, aber ohne nähere Definition, hinzu.

Miß Levin murmelte etwas Undeutliches zugunsten des Samstags mit seinen vermehrten Trinkgeldern.

„Trinkgelder!“

Mrs. Brady zischte das vor Entrüstung, ja, sie spie das Wort beinah aus. „Ich wünschte nichts weiter — — — ich wünschte gar nichts weiter, als daß Sie einmal eine einzige Samstagnacht — eine einzige nur — in dieser Damentoilette verbringen müßten! Um sich von dieser schamlosen Mädchenbande herumstoßen und treten und beinah umwerfen zu lassen und sich von ihnen umherhetzen und herumbefehlen zu lassen, als ob man eine Schwarze wäre! Und all seine Sachen von ihnen benutzen zu lassen, nur um zu hören: ‚Ach, Sie entschuldigen wohl, ich habe gerade kein Kleingeld bei mir, ich komme später wieder‘ — — Jawohl — als ob sie jemals wiederkämen!“

„Da steht Mr. Costello“ — flüsterte Miß Levin mit schmalen Lippen, die sich wie die eines Bauchredners kaum bewegten.

„... und ja, wie ich eben bemerkte ...“ fuhr Mrs. Brady schnell, mit äußerster Geistesgegenwärtigkeit, fort, „ich muß nun weiter; zehn vor Zehn ... Zeit, daß ich anfang.“ Sie grinste Miß Levin zu, nickte und machte rechtsum kehrt. Tatsächlich stand da Mr. Costello; Mr. Billy Costello, Manager, Besitzer, Aufsichtsherr und Alleinbeherrscher all seines Eigentums. Von der Türschwelle des großen Saales aus, in dem die kleinen Tische sich im Ring wie eine Herde rund

um den gewachsten Parkettboden scharfen, beobachtete er Mrs. Brady und auf so gefahrdrohende Art, daß sie minutenweise ihr krankes Herz vergaß und schneller ausschnitt, ja hastete, und schließlich zu laufen begann.

Die Tür zu ihrem Reich verbarg sich höflich in einem Alkoven und seidnen Vorhängen, die bauschend gerafft waren. Atemlos kam Mrs. Brady an, stieß die Tür mit der Schulter nach innen und tastete nach dem elektrischen Schalter.

Ein makelloser, weißgekachelter Raum, halb Schönheitsladen, halb Ankleidezimmer, lag vor ihr. Massive dreiteilige Waschtische, über denen durchsichtig-blaßgrüne Glasballons mit flüssiger Seife schwebten, säumten eine Wand in ganzer Länge. An der gegenüberliegenden stand ein Ruhebett. Eine dritte Wand bot einem länglichen, kristallbelegten Ankleidetisch ihren Rückhalt, und über dem Ankleidetisch und über den Waschtischen reflektierten lange, rechteckige, schimmernde Spiegelscheiben Lichter und gleißende Fliesen mit vielfältigem Gefunkel.

Mrs. Brady schob sich über all diesen Glanz wie eine eilende dicke Wolke. Beim Ankleidetisch kam sie zum Stehen und legte ihre Zeitung, ihr Magazin und ihre Handtasche nieder; eine schwarze Handtasche, die vom vielen Anpacken grau und schäbig geworden war. Sie entledigte sich eines bejahrten, schwarzen, rötlich schimmernden Mantels sowie eines Hutes, der zum Geschlecht der Pilze zu gehören schien. Aus dem Winkel eines Schränkchens entnahm sie ein spitzenbesetztes Taschentuch mit langen Bändern. Diese löste sie auseinander, um sie von neuem rund um ihre Alpakataille zu befestigen. So wurde das Taschentüchlein zum winzigen Cousinchen einer Schürze.

Genau über der Mitte der Glasfläche breitete sie ein reines Handtuch aus, und auf diesem ordnete sie sorgfältig einen Aufmarsch aller möglichen Dinge, die sie aus den Tiefen der Schublade fischte: Dinge für das Haar, Dinge für den